Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 41 (1937-1938)
Heft: 23

Artikel: Der Hausierer : Erzählung
Autor: Oscheschko
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-673078

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

seinerzeit in der alten Heimat ein Mädchen kennen gelernt, das seiner noch wartete und das jetzt auf einmal wieder Gewalt über ihn bekam. Was wollte die Mutter gegen eine solche Lokkung, an deren Stimme die ihre wie Schnee zerstob. Sie setzte weder Rede noch Wehr entgegen, hoffte jedoch im geheimen, daß neben der jungen Frau auch für sie noch ein kleines bescheidenes Plätzchen bliebe, und in dieser Zuversicht trat sie mit ihm wieder den Heimweg an.

Zuhause war nicht viel Zeit zum Erwägen und Bedenken; einer raschen Verlobung folgte ebenso schnellfüßig die Heirat, welche den Mann zwischen zwei Frauen stellte, die am gleichen Tuche webten. Wieso sollte das nicht gehen — so meinten es wenigstens die drei.

Aber es ging wirklich nicht. Kleine Eifersüchte hielten ihre mißgünstigen Finger im Spiel, fachten geringfügigen Zwist zu haushohem Hader und Zank an, so daß statt des reinen Sonnenglückes am Gezelt des jungen Bündnisses nur böse Gewitter und Hagelschauer umherjagten. Derjenige, der unter der vierhändigen Betreuung hätte aufblühen sollen, kam bloß zu Gram und Kummer. Schließlich wandte sich die Mutter von dannen, denn sie begriff, daß neben dem Jungen, das stürmisch hereindrängte und weder Einklang noch Ausgleich finden konnte mit dem, was vor ihm dagewesen, für sie kein Bestand mehr blieb. Sie zog hinauf in die fremde Dachkammer, richtete sich da ein neues, wenn auch kärgliches Dasein ein, tröstete sich mit Gott und ihren alten Sachen.

Indessen war auch hier nicht alle Helle und Freude mattgesetzt. Denn, wie über dem See, der in Schusses Weite unten groß und friedlich grüßte, im kahlsten Winter etwa Sonnentage aufgehen, die alles, was matt und düster vor sich hindöst, zu lachendem Erglänzen bringen, so gab es auch da oben Stunden, wo munteres Leben ins träge Einerlei der Tage schoß und rotbäckig in den welken Wangen der greisen Einsiedlerin zu pulsen anfing. Es waren stets die Augenblicke, da der Sohn rasch zwischen zwei Geschäften zu ihr hinaufhuschte, um sie zu grüßen und mit ihr guten Rat zu pflegen. Auch jetzt noch kannte sie nur Liebe und keinen Groll für ihn und dankte dem gütigen Geschicke, das ihr vom einstigen vollen Besitze diese spärlichen, jedoch unendlich kostbaren Trümmerchen übriggelassen hatte.

Der Hausierer.

Erzählung von Oscheschko.

Der Sommerabend breitete ein durchsichtiges Dämmern über die weite Ebene aus, ließ die Roggenfelder goldig-gelb aufblitzen und die Wege hell abstechen vom saftigen Grün der Wiesen. Es war heiß und still, von weitem konnte man das leise Wiehern der Pferde vernehmen, sowie abgerissene Töne einer Schalmei. Auf dem Feldweg schritt ein Mann aus, hoch und hager, in geflicktem Rock und vertragener Mütze, die bessere Tage gesehen haben mochte. Er trug schwer an einem vollgepackten Korb, bald über die am Wege liegenden Steine stolpernd, bald in tiefem Sand versinkend. Ermattet blieb er stehen, um Atem zu holen. Der Schweiß rann in Strömen von seinem bleichen Gesicht, — da erreichte ein leises Rauschen sein Ohr, müde wandte er sich um und gewahrte zur linken Seite des Weges eine dicht wachsende Wand reifer, grüner Schoten; nun entschloß sich der Mann weiterzugehen, aber die Füße verweigerten ihm den Dienst: er warf den lastenden Korb ab, ließ sich auf die Knie nieder und griff mit beiden Händen in das lockende, frische Grün hinein. Gierig die saftigen Schoten seinem Mund zuführend, genoß er die taufrische Frucht, die seiner nach langer Wanderung ausgedörrten Kehle Labung schenkte. In diesem Augenblick sprang, etwa zwanzig Schritt entfernt, ein junger Bursche hoch und rannte auf den Wanderer zu, laut schreiend: „Räuber! Schuft! Du bist es also, der nachts immer unser Schotenfeld plündert? Komm mit, sonst wird mein Stock dir Beine machen!"

Der erschöpfte Wandersmann bat verängstigt: „Laß mich in Frieden meines Weges ziehen, ich habe doch bloß eine Handvoll verzehrt." — „Vorwärts — mein Vater, der Dorfälteste, wird schon beschließen, was mit dir geschehen soll!" — „Deinen Vater kenne ich gut," murmelte der Wanderer und raffte sich auf, schleppenden Schrittes dem Bursch ins nahe Dorf zu folgen.

In der geräumigen Wohnstube spendete eine Hängelampe helles Licht, der Bauer saß geruhsam am Tisch, sein von der Arbeit in Luft und Sonne gebräuntes Gesicht mit den vielen Runzeln, das früh ergraute Haar und die schwieligen Hände ließen erkennen, daß es ihm nicht leicht angekommen war, zu dem jetzt vorhandenen Wohlstand zu gelangen. Ihm gegenüber saß der

Verwalter eines benachbarten Gutes, Tomkewitsch, dessen verschmitzte Äuglein selbstbewußt aus einem gedunsenen Gesicht blickten. Mit dem Bauer ein Geschäft besprechend, schielte er immer wieder nach dem hübschen Anneli — der Haustochter, hinüber, die, zwar erst 16jährig, schon als begehrte Braut galt. An Tomkewitsch fand sie keinen Gefallen und achtete dessen Annäherungsversuche nicht. Am Ofen machte sich die Bäuerin zu schaffen, sie sah kränklich aus, schwere Arbeit und die zur Welt gebrachten sechs Kinder, von denen vier unter der Erde auf dem Dorffriedhof ruhten, hatten sie früh altern lassen; ein Sohn nur und dieses wie ein Apfel rotwangige Mädel waren ihr erhalten geblieben.

Jetzt ließ sich draußen ein Gepolter vernehmen, durch die Tür wurde ein Mann hereingeschoben, der einen großen Korb auf dem Rükken trug. Wie ein Trunkener schwankend, lehnte der Neuangekommene sich gegen die Wand, Schwäche und Ermüdung drohten ihn zu überwältigen. Der Sohn des Hauses trat an den Tisch und meldete: „Nun habe ich ihn, unseren Erbsenräuber, Vater!" Eben wollte der Bauer sich über den „Räuber" hermachen, als er mitten im Satz stillhielt, um diesem forschend ins Gesicht zu sehen. „Bist du das wirklich, Jakob? Du, dessen Laden in der Stadt ich früher so oft aufsuchte, — du hattest ein hübsches Haus und prächtige Pferde! Und wie schön war deine Frau! Sage mal — wie kommst du nur dazu ... zu mausen?" — „Ich ... wollte doch nur etwas essen." In dieser kurzen Antwort kam nagender Hunger so deutlich zum Ausdruck, daß alle still blieben, während Anneli einen Stuhl heranschob und ihm einen Teller mit Brot reichte. „Bist denn tatsächlich so verarmt?" fragte der Bauer verwundert weiter. „Solchen Wegelagerern ist nicht zu trauen," fiel der Verwalter ihm ins Wort, doch ein empörter Blick des Mädchens ließ ihn verstummen. Jakob legte seinen Korb ab, Anneli half ihm und fragte: „Was tragt Ihr darin, daß er so schwer ist?" — „Ich wandere von Dorf zu Dorf hausieren, Samstags bringe ich den Erlös heim für die Kinder," und mit leiser Stimme erzählte Jakob, seine Frau sei ums Leben gekommen bei dem großen Brand, der ihm alles Hab und Gut vernichtete. Die Kinder sind noch zu klein, um selbständig zu arbeiten, aber sie können stricken und nähen, die so hergestellten Sachen trägt er zum Verkauf aus. Verdienst? Nun es reicht gerade, um nicht zu verhungern ... Der Bauer schaute düster drein, woran dachte er? Vielleicht an die Zeit, da er ein junger, armer Anfänger war, zu diesem ehemals reichen Jakob sich aufmachte, um bei ihm Kredit zu erbitten, wie es ihm dann mit dessen Hilfe gelang, die schwersten Jahre zu überwinden ...

Nachdem Jakob ausgeruht und gegessen hatte, ließ der Bauer ihn den Inhalt des Korbes vorzeigen: er brauche eine Weste, die Frau ein Kopftuch, das Mädel könne Stoff zum neuen Kleid aussuchen. Doch Anneli war fort, — erst in einer halben Stunde erschien sie wieder und brachte die Nachbarn mit, bald kamen noch Dörfler hinzu, jeder schien eine Kleinigkeit zu benötigen. Glücklich saß der Hausierer mitten unter allen und pries seine Ware an — der Korb wurde leer!

Der Bauer wollte ihn durchaus über Nacht im Hause behalten, doch Jakob bestand darauf, seinen Weg fortzusetzen: gerade morgen, Samstag, warteten ja die Kinder auf ihn!

Voll des Friedens war das nächtliche Dunkel, herrlich leuchteten Myriaden von Sternen vom Himmel, einzig vom Gezirp der Zikaden wurde die Stille durchbrochen. Zu später Stunde erreichte Jakob sein Zuhause, froh und leicht war ihm ums Herz: schon lange nicht mehr hatte er so gut gearbeitet wie heute, und als der Schlaf seinen müden Körper umfing, träumte ihm, daß alle die unzähligen Sterne vom Himmel herabschwebten und sich in Gold und gute Dinge verwandelten, so daß kein Mensch mehr Hunger zu dulden brauchte, und daß auf Erden es weder Haß noch Mißgunst, weder Unglückliche noch Klagende mehr gab ...

Der Mensch als Elektrizitätswerk.

Neue Ergebnisse der Forschung.

Wie eng und unzertrennlich alle Lebensvorgänge an das Vorhandensein von Elektrizität gebunden sind, ergibt sich schon daraus, daß die einfachsten Bestandteile des menschlichen Körpers, die Zellen und ihre chemischen „Bausteine", sämtlich elektrisch geladen sind. Die kleinen Eiweißteilchen, aus denen sich die Zelle aufbaut, besitzen entweder positive oder negative elek-